Nr. 490. XXXI. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Freitag 26. September 1902.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

Möllers Industrie-Lobpreisungen.

Herr Möller, der preußische Handelsminister, hat in der letzten Zeit in der Oeffentlichkeit weniger geredet als früher. Das ist dem Inhalt der Rede, die er gestern Vormittag, wie wir schon im Mittwoch-Abendblatt meldeten, bei der Jubelfeier der Königs- und Laurahütte hielt, einigermaßen zu Gute gekommen. Diese Ausführungen des Ministers sind in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerth, namentlich, wenn man sich die derzeitige innerpolitische Lage in Deutschland vergegenwärtigt.

Schon bei früheren Gelegenheiten hat Herr Möller, der ja selbst aus der Industrie hervorgegangen ist, auf die hohe Bedeutung dieses Erwerbszweiges für Deutschlands wirthschaftliche und politische Weltstellung hingewiesen. So prononcirt wie gestern hat er aber unseres Wissens die Bedeutung der Industrie in nationaler Hinsicht noch nirgends betont. Ohne die Industrie, äußerte der Minister, hätte unsere Staatskunst nicht das für das Vaterland schaffen können, was sie geschaffen hat. An der Richtigkeit dieser Bemerkung ändert der etwas befremdliche Umstand nichts, daß der Minister die staatsmännische Befähigung seiner Kollegen im Ministerium über den Schellenkönig pries und von den gegenwärtigen „großen Staatsmännern" sprach, die wir „das Glück haben, zu besitzen", und die „die Geschicke des Landes so ausgezeichnet leiten". Mag diese im Munde eines Ministers auch einigermaßen wunderlich sich ausnehmende überschwängliche Huldigung vor seinen Amtsgenossen begründeten Anlaß zu spöttischen Glossen bieten, jedenfalls hat Herr Möller Recht, wenn er die Industrie einen Lebensfaktor für Deutschland nennt und meint, der erste Gedanke jedes Staatsmannes müsse sein, die gewaltige Macht, die sich in der Industrie verkörpert, im Interesse des Landes weiter zu entwickeln.

Wie aber stimmt zu dieser durchaus zutreffenden Auffassung, die nach Herrn Möllers Darstellung doch auch diejenige „der ausgezeichneten Staatsmänner ist, die wir das Glück haben, zu besitzen," wie stimmt, fragen wir, zu dieser Auffassung das thatsächliche Verhalten der hohen Reichs- und Staatsregierung?

Glaubt die Regierung durch hohe Industriezölle, wie sie sie in dem neuen Tarifentwurf eingestellt hat, die Machtstellung der deutschen Industrie erweitern zu können? Weiß sie nicht, daß diese Industriezollerhöhungen mit tödtlicher Sicherheit Auslandsrepressalien herbeiführen müssen, die der Industrie weit mehr Abbruch thun werden, als auch die höchsten Zölle ihr jemals Vortheile zubringen können? Und ferner: Glaubt die Regierung, durch hohe Agrarzölle die Industrie zu fördern? Wenn die Entwickelung der Industrie thatsächlich der erste Gedanke ist, der die deutsche Reichsleitung beherrscht, so thut sie selbst doch alles, um die Lösung dieser Aufgabe unmöglich zu machen. Im Gegentheil, sie vermindert die Machtstellung der Industrie. Werden die zollpolitischen Absichten der Regierung Wirklichkeit, so werden von den vielen Millionen fleißiger Arbeiterhände, von deren Thätigkeit Herr Möller mit Stolz spricht, nicht wenige wider Willen feiern müssen.

Herr Möller hat augenscheinlich die Empfindung gehabt, daß unter seinen Zuhörern recht viele seine Versicherung, die Regierung betrachte die Entwickelung der Industrie als ihre vornehmste Aufgabe, mit ähnlichen Glossen begleiten würden. Deshalb hat er seinem Auditorium die tröstliche Verheißung gegeben, die zollpolitischen Wetterwolken, die am Himmel stehen, würden sich über die Industrie nicht entladen. Er ist überzeugt, daß ein „Ausgleich der widerstreitenden Interessen sich finden muß, da er nothwendig ist". Diese Deduktion erinnert an Hegelsche Dialektik, sie ist auch ebenso hohl wie diese. Wie vieles in Deutschland ist nothwendig, ohne daß es Thatsache wird! Einen thatsächlichen Ausgleich der widerstreitenden Interessen zu finden, ist bei der vielverästelten wirthschaftlichen Struktur Deutschlands ganz außerordentlich schwer: selbst wenn formell ein Vergleich zwischen den gegnerischen Interessenten erzielt würde, würde doch Keiner von ihnen darin einen gerechten Interessenausgleich anerkennen.

Herrn Möllers Rede, die diesmal auch für die Agrarier einige bittere Pillen enthält, hat denn auch wohl nur andeuten wollen, daß eine Verständigung zwischen den Kompromißparteien und der Regierung in sicherer Aussicht stehe. Das kann nach allem, was vorhergegangen ist, nur eine Verständigung sein, die durch den Rückzug der Kompromißparteien auf die Regierungsvorlage erreicht wird, einen Rückzug, für den die Regierung gewisse Modifizirungen der Industriezölle als Gegenleistung bieten wird.

Wir haben dieses Ergebniß des gegenwärtigen Kommissionskampfes zwischen Regierung und Kompromißlern schon mehrfach als das Wahrscheinliche hingestellt. Herrn Möllers Ausführungen scheinen diese Auffassung zu bestätigen. Die Regierung, deren Sprachrohr der Handelsminister ist, hat offenbar sichere Anzeichen dafür, daß dieser Rückzug der Kompromißler auf die Vorlage bereits im Stillen beschlossene Sache ist. Wir haben nichts dagegen; für die Erledigung des Tarifentwurfes ist das ganz belanglos. In der Bekräftigung dieser Wahrscheinlichkeit des Umfalles der Kompromißler liegt aber wohl die Hauptbedeutung der Rede des Ministers. Alles Uebrige sind schöne Worte, und die sind billig wie Brombeeren.

---

* Zu der im heutigen Morgenblatt wiedergegebenen Meldung des Pariser „Figaro" vom **Tode des Kaisers von Korea** liegt an hiesiger unterrichteter Stelle **keinerlei Bestätigung** vor. Man hält daher einstweilen an der Erklärung der koreanischen Gesandtschaft in Paris fest, wonach dort keinerlei Nachricht über den angeblichen Tod des Kaisers von Korea eingetroffen sei. Das Gerücht ist, wie man hier meint, vielleicht dadurch entstanden, daß die Cholera gegenwärtig in Söul, der Hauptstadt Koreas, ziemlich heftig wüthet

Ein Nachklang zum Münchener Parteitag.

Einen nicht üblen Streich haben die Revisionisten in der sozialdemokratischen Partei ihren Gegnern, den „Unentwegten", gespielt. Naumanns Wochenschrift „Die Zeit" erfährt darüber Folgendes:

„Kaum hatte Singer mit der üblichen Einigkeits- und Siegerrede, mit der üblichen Zurechtweisung der bürgerlichen Presse, die wieder einmal vergeblich auf die Spaltung des Proletariats gehofft habe, den Parteitag geschlossen, da fuhre Vollmar die Delegirten zu einem Ausflug in die Berge und ließ derweile seinen Münchenern von Heine eine Rede halten. In dieser Rede sagte Heine unter anderem Folgendes:

„Es giebt drei Quellen des Sozialismus: den Idealismus, die Wissenschaft und die praktische Arbeit. Die letztere ist es, die uns zum Erfolge führt. Wollen wir praktische Arbeit leisten, so müssen wir vor allem fragen: Was können wir erreichen? Wie können wir Macht gewinnen? Alle unsere Thätigkeit muß unter dem Gesichtspunkt geschehen, Macht und Einfluß zu gewinnen, die Situation auszunutzen. Die Wissenschaft lehrt uns, die vorhandenen Kräfte kennen zu lernen und gegen einander abzuwägen. Damit haben wir das Mittel zum Fortschritt. Der Maßstab des Fortschrittes ist die Frage: Gewinnt die kämpfende, arbeitende Menge an Macht? Es ist eine frevelhafte Redensart, immer an die Stelle des gegenwärtigen den Zukunftsstaat zu setzen, von dem wir noch gar keine Vorstellung haben. Stellen wir uns doch den heutigen Staat vor! Unser wirthschaftliches Leben ist so fein organisirt, daß es frevelhaft wäre, es mit plumper Hand zu vernichten. Nur allmälig kann die neue Gesellschaft kommen. Bismarck hat bei den Maigesetzen gegen die Katholiken und beim Sozialistengesetz die realen Machtfaktoren unterschätzt. Der Liberalismus glaubt, durch Abwarten alles erreichen zu können, und hat daher den Zeitpunkt versäumt, wo es ihm möglich gewesen wäre, den Sieg und die Macht zu erringen. Das muß uns eine Lehre sein. Wir müssen uns hüten vor dem taktischen Fehler, den die Fortschrittspartei bei dem Militärkonflikt gemacht hat, und der sie auf das todte Geleise gebracht hat. Ausnutzung der realen Faktoren muß unsere Losung sein. Das wird uns langsam, aber sicher zur neuen sozialistischen Gesellschaftsordnung hinüberführen."

Heine proklamirt hier also an Stelle des theoretischen Revisionismus, der seine Arbeit gethan hat, dessen Konsequenz, den praktischen Revisionismus. Dieser aber geht darauf aus, parlamentarische Macht zu gewinnen, um praktische Arbeit für die Arbeiterklasse leisten zu können. Nachdem die theoretischen Revisionisten durch ihre Thätigkeit die frühere Losung der Partei „Revolution" in die jetzt bereits fast allgemein anerkannte Parole „Evolution" verwandelt haben, schicken sich die einsichtigen Köpfe innerhalb der Sozialdemokratie an, an der Förderung dieser Evolution praktisch mitzuarbeiten.

Das ist unseres Erachtens der einzig vernünftige Weg. Er führt schnurstracks zu der Umbildung der utopistisch-nebelhaften Zielen nachjagenden revolutionären Sozialdemokratie in eine auf praktische Erfolge hinarbeitende radikale Arbeiterpartei. Wir haben diese Mauserung längst vorausgesagt, und es wird trotz all der augenblicklich ihr noch entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht allzu lange mehr währen, bis dieser Mauserungsprozeß sich vollständig vollzogen hat.

Was Heine sagte, hätte ebensowohl jeder zur Realpolitik erzogene Liberale sagen können, mit Ausnahme des Satzes vielleicht, daß der Liberalismus durch „Abwarten" alles erreichen zu können geglaubt und deshalb den Zeitpunkt, die Macht an sich zu bringen, versäumt habe. Das trifft nur sehr bedingt, nur für gewisse liberale Gruppen zu. Der gemäßigte Liberalismus hat das Laisser faire, laisser aller längst an den Nagel gehängt und arbeitet an der Fortentwickelung unserer gesellschaftlichen Zustände praktisch mit. Das that er schon, als die Sozialdemokratie noch auf dem reinen Negationsstandpunkte verharrte und an praktischer Arbeit für das Wohl der Arbeiterklasse sich nicht betheiligte, was ja noch heute für die politische Bethätigung der sozialdemokratischen Partei ziemlich allgemein die Regel ist. Die Röcke, Pachnicke, Barth, Frese und Andere, auch Nationalliberale, erweisen durch ihre parlamentarische und sonstige Bethätigung täglich, daß der Liberalismus das Prinzip, der Entwickelung nicht nachzuhelfen, sondern sie allein ihren Weg gehen zu lassen, längst zum alten Eisen geworfen hat, wenn anders er es jemals als dauernde Richtschnur für sein politisches Verhalten anerkannt hat.

---

* In den Kreisen der **deutschen Katholiken des Ostens** gewinnt der Widerstand gegen die Anmaßlichkeit eines Theils des polnischen Klerus immer mehr Verbreitung. Die deutschen Katholiken besinnen sich endlich auf ihr Recht, den Gottesdienst in der Sprache verrichten zu können, die sie verstehen. Ein Theil des polnischen Klerus und mit ihm polonisirte Priester deutscher Herkunft haben lange und mit Erfolg darauf hingearbeitet, auch in überwiegend deutschen Gemeinden an Stelle des Gottesdienstes in deutscher den Gottesdienst in polnischer Sprache abzuhalten. Der vereinzelte Widerspruch der deutschen Katholiken verfing nicht. Jetzt soll es anders werden: Die deutschen Katholiken haben sich zu Vereinen zusammengeschlossen, die wieder einen Provinzialverband bilden, und führen gemeinschaftlich den Kampf für ihr natürliches Recht. Aus Inowrazlaw wird berichtet:

Der Verein deutscher Katholiken in Inowrazlaw bringt zur nächsten Vertreterversammlung des Provinzialverbandes folgenden Antrag ein: „Der Vorstand des Provinzialverbandes wolle bei dem Herrn Erzbischof folgende Anträge stellen: 1. Sämmtliche Verkündigungen, Aufgebote u. s. w. sollen in allen Kirchen der Erzdiözese auch in deutscher Sprache erfolgen; 2. an allen Sonn- und Festtagen, an denen deutsche Predigten stattfinden, soll den deutschen Katholiken gestattet werden, deutsche Kirchenlieder zu singen; 3. in denjenigen Orten der Diözese, in denen die deutschen Katholiken eine eigene Kirche mit einem Präbendar haben, sollen besondere Gemeinden deutscher Katholiken gebildet werden.

An der preußischen Regierung wird es sein, die Bestrebungen des Vereins energisch zu fördern. Um eine Handhabe dazu wird sie kaum in Verlegenheit sein.

Monna Vanna.

Von

Felix Hollaender.

[Nachdruck verboten.]

Maeterlincks letztes Drama Monna Vanna, dessen Buchausgabe erst im Januar bei E. Diederich in Leipzig erscheint, hat auf die deutschen Theaterdirektoren wie die Zauberformel im Märchen: „Sesam, öffne Dich!" gewirkt. Nicht nur Berlin und Wien bereiten die Aufführung vor, auch die Provinzbühnen haben das Werk des vlämischen Poeten im Manuskript erworben. Gilt es, Zeichen und Wunder zu deuten? Wollen die Geschäftsleute des Theaters es mit einer nagelneuen Richtung versuchen und wie auf ein verabredetes Signal den Kunden die letzte literarische Mode aufzwingen? O nein! Die Lösung ist viel einfacher. Der verträumte Dichter der „Aglavaine und Selysette hat ein wundervolles — — Theaterstück geschrieben. Mit einer leisen Enttäuschung und andächtigem Staunen betrachten wir dies Werk. Ein Poet und grüblerischer Sinnirer, der, wenn Ibsen ausschaltet, wie kein Zweiter unter den Lebenden dem Geschäftsbetrieb der Bühne fern stand, hat ein Werk geschaffen, das in seiner virtuosen Technik blendet, in seinem kunstvoll gesteigerten Aufbau und in seinen Spannungsmomenten nach dem Theater schreit. Aber das „Theater" wurde unter seinen zarten Händen, ohne von der Wirkung einzubüßen, in einer Weise verfeinert, daß es schier aufhört, Theater zu sein. Hier liegt ein Phänomen vor, an dessen Möglichkeit wir nie geglaubt hätten. Die Kniffe und Tricks des Handwerks sind zu dichterischen Werthen umgeformt.

Dies ist die eine Ueberraschung, die der ehemalige Advokat aus Gent seinen Hörern bereitet. Die zweite trifft uns nicht ganz so unerwartet. Nicht nur mit einer neuen Technik, sondern — was vielleicht bedeutungsvoller erscheint — auch mit einer völlig gewandelten Weltanschauung tritt der Dichter im Drama zum ersten Male vor uns hin. In seinen letzten Prosaschriften hatte sich freilich dieser innerliche Bruch bereits vollzogen. Hatte Maeterlinck ehedem von der schmerzhaften Tragik des Daseins erzählt, über dem das Schicksal unerbittlich und drohend seine Fittige breitet, so wird jetzt das Evangelium des Lebens und der Sinnenfreude gepredigt.

Hören wir zunächst den Inhalt des seltsamen Werkes, dem der Dichter als farbigen, welthistorischen Hintergrund die Stadt der rothen Lilien — Florenz — gegeben hat! Das Florenz der Renaissance, nicht das des Dante Alighieri steigt vor uns auf, obwohl wir leise Klänge aus der göttlichen Komödie zu vernehmen wähnen.

Die ränkesüchtige „Krämerrepublik", die Jeden, der ihr nur verdächtig erscheint, kaltblütig der Staatsidee opfert, hat zur Eroberung des verhaßten Pisa den gefürchteten Bandenführer Prinzivalli mit einem Söldnerheer entsandt. Die Stadt ist ausgehungert. Die Unglücklichen prügeln sich schon um das Gras, das zwischen den Steinen sprießt. Der letzte Bolzen ist verschossen. Es bedarf nur noch eines mühelosen Sturmes, um die Stadt zu nehmen.

In dieser Noth und Verzweiflung macht der Kaufmann Dant der Besatzung, Guido Colonna einen letzten Versuch, um mit Prinzivalli, über den die seltsamsten Gerüchte im Umlauf sind, über eine ehrenvolle Uebergabe zu verhandeln. Er sendet seinen greisen Vater Marco in das feindliche Lager. Und Marco kehrt mit einer Botschaft heim, die er, von den zwiespältigsten Empfindungen bewegt, kaum auszusprechen wagt — sie bringt der Stadt mehr als Rettung — dagegen seinem Sohne Guido Colonna den tiefsten Schmerz des Lebens.

Prinzivalli ist trotz der Drohungen von Florenz, das in ihm bereits einen Verräther sieht, entschlossen, auf den Sturm zu verzichten — ja noch mehr, er will die Stadt mit überreichen Munitionen und Lebensmitteln versehen, wenn eine Bedingung, die er stellt, erfüllt wird: er fordert, daß Monna Vanna, des Guido Colonna wundervolle Gattin, nackt, nur mit einem Mantel umhüllt, wenn der Abend dunkelt, allein in sein Zelt komme, um für eine Nacht bis zur ersten Morgenröthe das Lager mit ihm zu theilen. Colonna rast; er hält seinen Vater, der schweren Herzens räth, die Bedingung anzunehmen, für einen Irrsinnigen. Eher soll alles zu Grunde gehen. Er zweifelt keinen Augenblick, daß Monna Vanna gleich ihm das unerhörte Verlangen zurückweisen wird. Und nun tritt ein, was er außerhalb aller Möglichkeiten wähnt: Vanna erklärt mit einem düsteren und erschütternden Ernst, daß sie dem Rufe Folge leisten werde. Und aller herzbewegender Jammer ihres Gatten vermag an ihrem Willen nicht zu rütteln. Sie tritt im Dunkel des Abends, nur von einem Mantel umhüllt, in das Zelt des Feldhauptmanns, an der Schulter von einem Streifschuß verwundet, den ein Posten auf sie abgefeuert. Auch Prinzivalli blutet, sein Gesicht ist mit einer Binde verhüllt — denn kurz vor dem Eintritt Vannas hatte der Kommissar von Florenz, der plötzlich eingetroffen ist, ihn durch einen Dolchstoß zu ermorden versucht. Zwei Menschen, deren Körper und Seelen bluten, und die ihres Schmerzes nicht achten, stehen sich gegenüber. Auf diese eine Stunde hat Prinzivalli sein Leben gestellt, auf diese eine Stunde ist sein Denken und Träumen gerichtet.

Als zehnjähriger armer Junge hat er mit Vanna im Garten unter Granatbäumen und Myrthensträuchern, unter Lorbeern und Rosen spielen dürfen, wenn das Sonnenlicht warm auf dem Sande lag. Zwölfmal ist er mit ihr zusammengewesen — uns diese Erinnerungen machen den ganzen Inhalt seines Lebens aus.

Vanna hört ihm staunend zu. Alte, längst versunkene Erinnerungen an Venedig tauchen auf, wo sie mit ihrer Mutter eine heitere, schöne Kindheit verlebt hat, bis Elend und Armuth über sie kam, aus der erst Guido Colonna sie befreite. Und darum hängt sie an ihm in tiefer, unauslöschlicher Dankbarkeit. Und dennoch betrachtet sie bewegt und verwundert diesen Mann, dessen Dasein nur die Erinnerung an sie ausgefüllt hat. Vom ersten Augenblicke an weiß sie, dieser Mann